

Haussblätter für das Volk.

Verleger und verantwortlicher Redacteur: Pfarrer Dr. J. Wiß in Breslau.

Nr. 68.

Mittwoch, den 24. August 1864.

II. Jahrgang.

Die **Breslauer Haussblätter** erscheinen jeden Mittwoch und Sonnabend, und sind durch die kgl. Post-Anstalten für 14 Sgr., in Breslau durch die Colporteurs in's Haus gebracht für 12 Sgr. und in den Commanditen für 10 Sgr. pro Quartal zu haben. **Inserate** werden bei einer starken Auflage mit 1½ Sgr. für die gespaltene Petit-Zeile oder deren Raum berechnet und in der Expedition, Universitätsplatz Nr. 16, angenommen.

Graf Montalembert über Polen.

Die neueste Arbeit des Grafen Montalembert, welche den Titel führt: „Le Pape et la Pologne“ (Der Papst und Polen), fällt die vierzig ersten Spalten des am 25. Mai ausgegebenen Heftes des „Correspondent“, sie bildet also eine ziemlich stattliche Broschüre. Die Ansprache des heil. Vaters in der Propaganda vom 24. April d. J. bildet den Anknüpfungspunkt zu dieser beredten und schwungvollen Verteidigung Polens. Der berühmte Schriftsteller ist aber bei seiner Arbeit nicht immer mit jener gewissenhaften Kritik verfahren, welche das Interesse der Wahrheit über alle anderen Interessen stellt. Wir tadeln insbesondere an dieser neuesten Apologie des Polenvolles die Leichtgläubigkeit, mit welcher der Verfasser sich mehrfach auf unverbürgte Zeitungsnachrichten stützt, während es ihm doch nicht allzu schwer gewesen sein dürfte, durch die Mittheilung authentischer oder doch der Authentizität möglichst nahe kommender Texte der historischen Wahrheit mehr, als er es wirklich gethan, gerecht zu werden. Der Aufsatz beginnt mit Klagen über die Gleichgiltigkeit der Fürsten und Völker des heutigen Europa gegen die Leiden der unglücklichen Polen, Klagen, denen wir gewiß ihre Berechtigung nicht absprechen werden, obwohl Montalembert dem revolutionären Charakter der polnischen Bewegung zu wenig Rechnung trägt, um den Mächten, die sich bis jetzt für Polen interessirt und sein Loos zu verbessern gesucht haben, vollkommen gerecht zu werden. Der erste Abschnitt seiner Arbeit schließt, was ein vollständiger Mißgriff ist, mit einem Lob auf die geheime polnische Nationalregierung, das wir unter keiner Bedingung zu unterschreiben vermöchten, und mit der mehr als gewagten Behauptung, daß die absolute Unterwerfung, welche diese verborgene Gewalt überall gefunden, einzig und allein „jenem patriotischen Glauben zu verdanken sei, welcher bis jetzt weder aufgedrungen, noch durch irgend einen Exceß der Diktatoren, durch irgend eine revolutionäre Gewaltthat (!) besetzt worden sei.“ Im zweiten Abschnitte zeichnet Montalembert in meisterhaften Zügen die Stellung der einzelnen Mächte zur polnischen Frage wie folgt:

„Die hingeopferte Nation hatte alle großen Mächte des

Abendlandes: Frankreich, England, Deutschland, Italien zu Hilfe gerufen. Alle waren aufgerufen und obliert, diese große Pflicht zu erfüllen, keine konnte oder wollte sie erfüllen. Deutschland, vergessend, daß Polen ihm im Mittelalter als lebendiger und beständiger Wall gegen die Mongolen, seit dem 15. Jahrhundert gegen die Türken und seit dem Sturze Napoleons gegen die moskowitzische Herrschaft gedient hat, Deutschland will lieber seine Mitschuld an dem unauslöschlichen Verbrechen der Theilung aufrecht halten und erschweren, als es sühnen, indem es durch einen feierlichen Akt internationaler Gerechtigkeit seine eigene Unabhängigkeit verbürgt.

Das neue Italien, oder besser gesagt, Piemont, durch ein dem Verfahren der Verräther Polens nur allzu ähnliches Vorgehen vergrößert, versucht kaum eine kalte deklamatorische Sympathie für das große Schlachtopfer jenes Usurpations- und Eroberungsgeistes zu heucheln, dessen schuldbeladene Personifikation im heutigen Europa das piemontesische Königthum geworden ist. „Es giebt,“ sagen Leute, die sich am besten darauf verstehen, „einen Einigungspunkt zwischen St. Petersburg und Turin in der römischen Frage.“ Die sog. liberale Regierung, welche das hundertjährige Patrimonium des Papstes gestohlen hat, welche jeden Tag Bischöfe und Cardinäle in den Kerker wirft, welche alle religiösen Orden unterdrückt, um ihr Besitzthum zu konfiszieren und ihre Kirchen zu profanieren, diese Regierung kann Polen nicht helfen, sie kann es nicht lieben, ja nicht einmal verstehen. Und Garibaldi, welcher in London ein gewisses Beileid für die polnische Sache zur Schau trug, war seiner Rolle und seiner Natur viel besser treu, als er am 28. Dezember 1863 an die Polen schrieb: „Hört auf, eurem heldenmüthigen Kampfe einen religiösen Charakter zu verleihen, welcher alle Sympathien von euch entfernt und blutige Reaktionen gegen euch hervorruft. . .“ England hat in dem Systeme, welches Rußland gegen die polnische Nation verfolgt, sich selbst wieder erkannt. Das heutige Polen repräsentirt sein Irland zur Zeit der Tudors und der Stuarts. In der Schule der Königin Elisabeth und Cromwell's konnte Murawiew und Berg die Theorie und die Praxis der Versekungen, der Deportationen und der Expropriationen lernen. . . Nun bleibt noch

Frankreich! Wenn ich sage Frankreich, so nehme ich es im vollen Sinne des Wortes, ich verstehe darunter ebenso wohl das französische Volk, als die französische Regierung und ich gestehe mit Schmerz, daß die Gleichgültigkeit des Landes Polen ebenso sehr und noch mehr verrathen hat, als die Schwäche der Regierung. . . .“ In dieser allgemeinen Ohnmacht der großen Völker und der großen Staaten hat der schwächste aller europäischen Souveräne allein seine Pflicht erfüllt. In dem Pius IX. so für Polen plaidirte, wie er es gethan, hat er, ohne es zu wollen und vielleicht daran zu denken, der Welt das bedeutendste Argument zu Gunsten der weltlichen Herrschaft des Papstthums geliefert. Wie hätte auch der Papst als Unterthan oder Vasall eines mit Rußland alliirten Herrn diese stolze und hochherzige Sprache gegen die Unterdrückung Polens in seinen heiligsten Interessen führen können?“

Der Verfasser macht nun auf den Kontrast zwischen diesem muthigen Heraustreten des Papstes und dem unsichern und zaghaften Benehmen der Großmächte aufmerksam und meint, die Mächte, welche im Jahre 1856 solche Helden gegen den bestverleumdeten König Ferdinand von Neapel waren, hätten wenigstens die diplomatischen Beziehungen mit Rußland abbrecen können, wie sie es damals um viel geringerer Beschwerden willen, ja gestützt auf Uebertreibungen und Verleumdungen mit Neapel gethan.

„Nichts,“ bemerkt Montalembert weiter — und hierin stimmen wir mit ihm überein — „wird je eine Politik rechtfertigen können, welche, von der gemeinamen Action so imposanter Kräfte nur das offene Geständniß einer so wunderbaren Schwäche nach sich ziehen konnte, eine Politik, welche die Attentate Rußlands gegen das Völkerrecht und gegen die Verträge unterdrücken wollte und es nur dahin brachte, seine Straflosigkeit zu konstatiren, indem sie seine drohende Haltung im Herzen Europa's befestigte. Das war der Triumph der Unthätigkeit, der Spaltung, der Ohnmacht. Niemals vielleicht haben Furchtsamkeit, Leichtgläubigkeit, Unentschlossenheit eine so große Rolle in den menschlichen Angelegenheiten gespielt. Niemals vielleicht hat die Diplomatie einen betrübenderen Beweis ihrer eigenthümlichen Geschicklichkeit gegeben, die sie so viel geeigneter macht, die Eroberungen des Bösen zu bestätigen, als das Unrecht gegen das Gute zu rächen. Man muß übrigens anerkennen, daß die französische Politik, indem sie unter der so glücklichen und so gerühmten Herrschaft Napoleons III. Polen neuerdings im Stich läßt, ein Fehler, den man Ludwig XV. und Louis Philipp so heftig vorgeworfen hat, nur den Preis für jene russische Allianz bezahlt, welche den italienischen Krieg und die Annexionen begünstigt hat, zu denen er die Gelegenheit bot. Angesichts der feierlichen Worte des Kaisers und seines ersten Ministers muß es denen, welche einen Krieg beweint haben, dessen doppeltes und unbestreitbares Resultat der Ruin der weltlichen Macht des Papstthums und das wiedererwachte Mißtrauen Europa's gegen Frankreich war, gestattet sein, zu erklären, daß die Vergehen gegen die Gerechtigkeit und gegen die heilige Schwäche der Kirche kein Glück bringen. Die wenigen Polen und die allzu zahlreichen Freunde Polens, welche mit

der piemontesischen Sache geliebäugelt haben, werden früher oder später erkennen, daß die polnische Sache durch die italienische Frage zu Grunde gerichtet wurde.“

Der Verfasser konstatirt nun, daß Napoleon III. in der polnischen Frage den Fehler Napoleons I. wiederholt habe, welcher nach dem Ausspruche Salvandy's eine zweimalige Invasion Frankreichs durch fremde Truppen verschuldet habe, weil er Polen das Leben nicht wiedergeben wollte.

Im vierten Abschnitt geht Montalembert auf die Behauptung über, durch welche Rußland sich an Polen zu rächen sucht und sammelt in den offiziellen russischen Journalen mit vielem Fleiße die Belege dafür. Er beschuldigt Rußland der flagrantesten Verletzung der Religion, der Familie und des Eigenthums in Polen und weist auf die Mißhandlung von Frauen und Kindern, auf die Massendeportationen und auf die Vermögenskonfiskationen hin, wie sie aus offiziellen Aktenstücken zu konstatiren sind. Abgesehen von den Anjurgenten und den Angeschuldigten oder Verdächtigen im eigentlichen Königreich Polen und abgesehen von den 45,000 Familien ehemaliger Edelleute, welche unter Kaiser Nikolaus nach dem Kaukasus übersiedelt wurden, schätzt man die Zahl der dem kleinen Adel, d. h. der Mittellasse in Lithauen, Polen, Bolyhnien und der Ukraine angehörenden Personen, welche in das östliche Rußland, in die Regierungsbezirke Orenburg und Samara deportirt werden, auf 250,000. Die Güter der Deportirten wurden an die altgläubigen Russen vertheilt. Auf diese Weise würden ganze Städte und Dörfer entvölkert, welche früher katholisch waren und schismatische Russen treten ihre Erbschaft an. Die Kosten der Deportation müssen die von der Deportation verschonten Polen bezahlen. Es handelt sich nach einem Briefe des Civilgouverneurs von Kiew in der Ukraine, Herrn Hesse darum, ganz Polen in 15—20 Jahren russisch zu machen und darum das polnische Element zu zerstören oder wenigstens möglichst zu schwächen. Der Anfang dazu ist gemacht, am 1. Januar d. J. zählte das russische Kriegsministerium selbst bereits 19,860 hingerichtete (?) und 31,573 deportirte Polen. Um die russische Grausamkeit zu charakterisiren, erzählt Montalembert u. a. nach dem „Journal de Débats“: Die junge Frau des im Alter von 28 Jahren zu Siedlce gehängten Ladislaus Namow hat den General N. ihr eine letzte Zusammenkunft mit ihrem Gemahl zu gestatten und dieser Mensch antwortete ihr: „Sie haben vier Stunden lang Zeit, ihn zu sehen, wenn er gehent ist.“ Die heldenmuthige junge Frau nahm diese schreckliche Herausforderung an und betete unter dem Galgen, so lange ihr Mann daran hing.

„All das ist erzählt und wiedererzählt, gelesen und wieder-gelesen worden (fügt Montalembert zum Schlusse des vierten Abschnitts bei), all das ist vergessen oder geht unbeachtet inmitten unseres Leichtsinns, unserer Sorglosigkeit, unserer unerbittlichen Leichtfertigkeit vor sich. All das verschwindet im Eismeer des Vergessens, hinter dem lebendigen Walle besoldeter Schreiber, goldgesickter Röcke, besoldeter Frauen, honigsüßer Diplomaten, ausgezeichneter Journalisten, welchen Rußland jenseits seinen Unthaten und der Verbannung Europas aufwirft.“

Wir haben leider keine Ursache, die gegen Rußland erhobenen Vorwürfe unbegründet zu nennen, immerhin aber bleibt es die schwächste Seite der Arbeit Montalemberts, daß er Rußlands Verhalten gegen Polen schwarz in Schwarz malt, während er über die Frevel und Gräuelt der polnischen Revolution mit absolutem Stillschweigen hinweggeht.

Der fünfte Abschnitt erinnert an die Opfer, welche Europa im Krimkriege gebracht und an seine Begeisterung für die Befreiung Griechenlands vor 40 Jahren, während es heute aus lauter Furcht vor dem Kriege die Sache Polens im Stiche läßt.

„Schlaft nur ruhig und genießt das Leben,“ heißt es am Schlusse dieses Abschnittes, „ihr Monarchen Europas, ihr Staatsmänner und Diplomaten und ihr Konservative um jeden Preis. Verschließt eure Augen vor all diesem Blute, das bis zu euren Füßen fließt. Verschließt eure Ohren dem Jammergegeschrei der Frauen und Kinder, die man beschimpft, der Jünglinge und Greise, die man deportirt; den Seufzern und Verzweiflungsrufen eines großen Volkes. Dormite et gaudete. Schlaft und freut euch. Denkt an eure Spekulationen, an euren Profit, an eure sonderbaren Vergnügungen und begnügt euch damit, eure Sympathie für Polen soweit zu treiben, daß ihr eure Morden der polnischen Tracht und eure Aufregungen der polnischen Musik entlehnt. Aber wenn der Donner euch aufwecken, wenn das schreckliche Morgen erscheinen, wenn alles über euch zusammenstürzen wird, wenn ihr zitternd unter dem schrecklichen Lichte, welche jede unvorhergesehene Calamität auf die Zukunft wirft, wieder anfangen werdet, die alten Pfade der Wahrheit zu suchen, dann dürft ihr nicht weit gehen, um die Ursache und Erklärung eurer Katastrophe zu suchen. Hört noch die kurzen Worte Chateaubriands: „Die Welt sah bei Napoleon nur seine Siege; die Thränen, mit welchen die siegenden Kolonnen zusammengelitten sind, stürzen nicht aus ihren Augen. Aber ich denke, daß jene verachteten Leiden, jenes Unglück der Demüthigen und der Kleinen in den Rathschlüssen der Vorsehung die geheimen Ursachen bilden, welche den Mächtigen stürzen. Wenn die Ungerechtigkeiten gegen Privatpersonen sich in dem Maße angehäuft haben, daß sie schwerer wiegen als das Glück, dann sinkt die Schale. Es giebt stummes Blut, und Blut, welches schreit. Die Erde trinkt schweigend das auf den Schlachtfeldern vergossene Blut; das unschuldig vergossene Blut spricht seufzend zum Himmel empor. Gott nimmt es auf und rächt es.“

Im sechsten Abschnitte bespricht Montalembert die abermalige Niederlage Polens und tröstet sich und Polen mit der Hoffnung auf eine bessere Zukunft, wo Polen in den Armen Jesu Christi, des Vaters und des Gottes der Gerechtigkeit und des Erbarmens ruhen wird, dessen demüthiger aber unbeflegbarer Gläubiger es bleibt.“ Möge die Hoffnung auf eine bessere Zukunft sich für Polen nicht als eine eitle erweisen, das ist der aufrichtige Wunsch, mit welchem wir von der neuesten Arbeit des Grafen Montalembert scheiden.

Sin neuer Augustin.

Am 11. März 1828 schrieb der Pfarrer einer kleinen Stadt in das Kirchenbuch, daß einem Neugeborenen die Gnade der Taufe zu Theil geworden sei; das Kind hatte als Namenspatron den heiligen Augustin erhalten. Es gebieh und wuchs heran; aber seine Mutter hatte manchmal eine düstere Vorahnung der Leiden, die ihr Kind ihr einst bereiten würde. „O mein Sohn, du wirst mein Kreuz sein!“ sagte sie einmal zu ihm, erschreckt von der glühenden Natur, die sich an ihm offenbarte.

Einige Jahre verflossen. Der junge Augustin hatte so eben seine Studien beendet; er mußte das kleine Seminar verlassen, wo er erzogen worden, Lebwohl sagen der Kapelle, welche ein Zeuge seiner ersten heiligen Kommunion gewesen war. Er trat in das so gefährliche Jünglingsalter ein und sollte sich in jene noch gefährlichere Stadt begeben, welche Paris heißt.

Man kann sich leicht denken, wie er sich in der Hauptstadt auführte, wo er sich dem Studium der Medicin widmete. Seine Jugendkraft welkte hin unter dem Pesthauch der Leidenschaften; es blieb diesem armen verlorenen Sohne nichts mehr übrig, als jener verzehrende Hunger, den nichts sättigen kann. Dennoch störten Gewissensbisse bisweilen die Vergnügungen dieses unglücklichen Opfers der Weltlust; Gott gab ihm mehrere Male Gelegenheit dazu. Im Jahre 1853 hatte seine ältere Schwester das Glück, die klösterlichen Gelände in einer geistlichen Genossenschaft abzulegen. Diese wichtige Ceremonie lockte unbekannte Thränen in Augustins Augen, obgleich sein Weinen nicht von langer Dauer war. Er war krank von Paris zurückgekommen. Unruhig darüber, ihn mit einem hartnäckigen Husten nach der Hauptstadt zurückkehren zu sehen, verbarg seine jüngere Schwester Anna, ohne ihm etwas davon zu sagen, eine Medaille der seligsten Jungfrau in dem Kleide, das er trug. Diese fromme Kriegslust war ohne Einfluß auf ihn. Denn bald darauf schrieb er: „Man hat sich eine unnütze Mühe gemacht und kann sie künftig unterlassen. Ich habe Anderes zu thun, als Medaillen abzuschneiden.“

Die Krankheit wurde bald beunruhigend und machte rasche Fortschritte. Blutspen drohte ihn plötzlich zu tödten. So konnte ihn der Tod zu jeder Stunde ereilen. Der arme Jüngling! er war nicht vorbereitet, vor Gott zu erscheinen; er dachte nicht einmal daran, sich vorzubereiten.

Eines Tages — Augustin war, um besser versorgt werden zu können, nach Hause gefehrt — sagte eine seiner Schwestern zu ihm: „Bruder! denke daran, dein Gewissen in Ordnung zu bringen; ich, die dich so sehr liebt, kann den Gedanken nicht ertragen, dich von Gott so fern zu wissen.“ Anstatt jeder Antwort drückte der junge Mann die Hand seiner Schwester, dann versuchte er ein Gespräch zu wechseln, das ihm zu weinlich war. Eines andern Tages, als eine heftige Krisis vermuthen ließ, daß seine letzte Stunde gekommen sei, ließ seine Mutter den Ortspfarrer, den ersten Vertrauten der Herzensgeheimnisse ihres Sohnes, bitten, eiligst zu ihr zu kommen. Er kam ohne Verzug; aber Augustin wollte nichts hören, und der Greis ging mit thränenvollen Augen wieder fort. Während jedoch Augustin den Diener des Herrn von sich wies, betete man für ihn zu der selig-

sten Jungfrau. Die Stunde des Triumphes der Gnade ließ nicht lange mehr auf sich warten.

Plötzlich zeigte sich eine schreckliche Krise, die letzte Warnung des Himmels. Ihren Schmerz überwindend, trat die Mutter an des Sohnes Bett und sagte liebevoll: „Mein Sohn! ich flehe dich an, schiebe den Empfang der hl. Sakramente nicht mehr auf! wenn dieser Zustand fort dauert, bist du dann gewiß, die Anstrengung auszuhalten zu können, bei dem Zustande der Erschöpfung, worin du bist?“ Da hob der arme Kranke sein mattes Auge zur Mutter auf und sagte: „Ja ich will! laß den Herrn Pfarrer rufen!“ Dieser kam rasch herbei, ward mit offenen Armen empfangen und begann mit dem jungen Mann eins jener Gespräche, deren Geheimniß der Himmel allein kennt. Als der Priester wegging, war der Kranke ruhig, eine milde Freude glänzte auf seinem Antlitze. Er, der seit drei Monaten gegen seine Mutter nur eine eifige Kräfte geäußert, rief sie an sein Bett und umarmte sie zärtlich; dieser kindliche Ausdruck seines beruhigten Gewissens war das Zeugniß seiner wieder befestigten Vereinigung mit Gott.

Seit diesem Augenblicke machte sich die wunderbarste Veränderung in dem jungen Kranken bemerkbar.

Sprach man Worte der Liebe zu ihm, er vernahm sie mit Dankbarkeit. Las man ihm etwas Erbauendes vor, er hörte es mit freundlicher Aufmerksamkeit an. Die „Bekennnisse“ des großen Bischofs Augustinus waren unter allen andern Büchern seine süßeste Freude. „Das ist die Geschichte meines Lebens“, sagte er mit einem frommen Gefühl der Liebe zu Gott. Er betrachtete mit Wonne das Kreuz, und suchte Theil zu nehmen an der Kraft, welche für den Christen aus demselben fließt, indem er ohne Klage die größten Schmerzen erduldet. Er that öffentlich vor allen Gliedern seiner Familie und vor den Bewohnern des Hauses Abbitte für das gegebene Aergerniß, und besonders vor dem verehrungswürdigen Sakramente, dessen Diener er einige Monate vorher abgewiesen hatte.

Nur einmal hätte er beinahe den Muth verloren. Als er eine seiner Schwestern neben sich stehen sah, sagte er: „Meine liebe Schwester! bald werde ich nicht mehr sein!“ und große Thränen drangen aus seinen Augen; aber alsbald richtete er seine Augen auf das Crucifix, und sein Blick gewann wieder Festigkeit und Ergebung.

Wir vermögen es nicht auszusprechen, mit welchen Gefühlen des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe dieser junge Sterbende die hl. Communion empfing, mit welcher Andacht er auf jedes Gebet antwortete, als man die Akte des Vertrauens und der Hoffnung auf Gott, die Erneuerung der Taufgelübde, der Versprechungen bei der ersten hl. Communion, seine Weihe als Kind Mariens und endlich die Sterbengebete ihm vorsagte: „Wie schwer ist es zu stehen!“ flüsterte er mit schwacher Stimme; „aber wenn man die Ewigkeit erwartet, duldet man Alles mit Muth. Mein Gott! Hilf mir!“ Augustins sterbliche Ueberreste wurden mit dem Scapulier und der Medaille begraben. Auf seinem Grabe erhebt sich ein Kreuz von weißem Marmor, auf dem man die Worte liest:

„Auf das Kreuz Jesu habe ich meine Hoffnung gesetzt; durch das Kreuz habe ich Gnade und Huld meines Gottes empfangen; ruhig und sicher ruht in seinen Armen der Christ, um sich nie mehr von ihm zu trennen.“

Unter dieser Inschrift steht unmittelbar der Name „Augustin“, mit Angabe seines Alters und seines Todestages; und am Fuße des Kreuzes erblickt man das Bild der heiligen Jungfrau.

Blondin's böser Genius.

Wenig dürfte es bekannt sein, daß es einen Menschen giebt, einen Engländer natürlich, der dem berühmten Seil tänzer Blondin überall nachreist und keine Vorstellung desselben verläßt. Zu welchem Zwecke? wird man fragen. Diese Frage, die bei einem Sohne Albions, wenn es Narheiten gilt, eigentlich überflüssig ist, hat diesmal doch eine Antwort und zwar eine recht schauerliche. Besagter Engländer wartet auf den Moment, wo Blondin vom Seile fällt! Als die Kunde von Blondin's waghalsigen Seilgängen in Amerika zuerst nach London kam, saß Lord Schafskase (spr. Schafskäs) gerade in der London Tavern am Strand bei einer Flasche Porter und einem riesigen Beefsteak mit à l'anglais natürlich, wie die Wiener Kellner sich korrekt ausdrücken. Lord Schafskase las die betreffende haarsträubende Schilderung in der „Times“, ließ Beefsteak und Porter stehen, stand auf und begab sich an die Themse, um zu sehen, ob kein Dampfer nach Amerika abging. Zufällig war eben einer bereit, die Anker zu lichten, Lord Schafskase schrieb noch ein Billet an seinen Bankier und war in den nächsten Minuten unterwegs nach Amerika. In Amerika angekommen, suchte er sofort den berühmten Waghals auf. Lord Schafskase saß in der ersten Speersitzreihe am Niagara, als Blondin hinüber tanzte über diesen Riesensfluß, und als der Held mit heiler Haut und lächelnder Miene zurückkam, schüttelte Lord Schafskase den Kopf und murmelte: „God dam! er ist nicht gefallen!“ Blondin fuhr von Stadt zu Stadt, Lord Schafskase immer hinterher, überall sah er in der ersten Speersitzreihe und so oft der König des Seils seine Produktion gesund und munter geschlossen hatte, schüttelte der edle Lord den Kopf und murmelte sein „God dam, he is not fallen!“ Blondin schiffte sich ein nach England, Lord Schafskase nahm einen Platz auf demselben Dampfer. Auf der Ueberfahrt lernte er seinen bösen Genius näher kennen und beide schlossen ein inniges Freundschaftsbündniß, welchem es durchaus keine Eintrag that, daß Lord Schafskase feierlich erklärte, auch in Zukunft auf den Sturz seines neuen Busenfreundes zu warten und das „God dam“ noch weiter auszusprechen. Blondin kam nach England, produzierte sich im Krystallpalast, Lord Schafskase saß wieder ganz vorn und wartete auf seinen Sturz. Eines Tages aber war unser Lord namenlos unglücklich: Blondin war gefährlich erkrankt und schien ohne einen Sturz vom Seile aus der Welt scheiden zu wollen. Lord Schafskase war untröstlich, er rief die geschicktesten Aerzte von London zusammen, honorirte sie mit Hundertpfundnoten, saß selbst am Bette des „hohen“ Kranken, um die verhängnißvolle Katastrophe abzuwenden. Und siehe, es gelang; Blondin genas und der zärtliche Lord lebte wieder auf. Innig schloß der Genesene seinen Retter an das Herz, als er zum ersten Male das Bett wieder verließ, und bei seiner nächsten Produktion warf er ihm von dem höchsten Punkte des Seils Rußhände und Blumen zu, welche Liebesgaben den edlen Lord,

der auf eine ganz andere Erkenntlichkeit zu hoffen schien, freilich wenig rührten. So hoch das Seil war, so bemerkte doch Blondin den Mergel und Verdruss in seines edlen Freundes Mienen. „Eine Freude mußt du ihm doch machen,“ dachte er mit dankerfüllter Seele, und im selben Augenblick that er einen Fehltritt, er stürzte — ein Unglücksrei entfährt den Tausenden, welche zusahen, aber der schlaue Künstler hatte alles wohl berechnet, er faßte sich im Falle mit der rechten Hand und im Nu stand er wieder fest auf dem Seil. Ein Gebrüll von Beifall war sein Lohn, in das nur Lord Shafskase nicht einstimmt, der sein „God dam!“ dreimal zwischen den Zähnen murmelte. Aber Blondin ist nicht bloß ein Künstler, sondern auch ein schlauer Kopf. Er proponirte seinem edlen Freunde einen Vertrag, auf welchen dieser auch einging. Nach diesem erbt Lord Shafskase, wenn Blondin vom Seile stürzt, 5000 Pfund aus dem Vermögen des Künstlers, und wenn dieser den edlen Hans Narr überlebt, so erbt er von ihm dieselbe Summe. Das Freundschaftsverhältniß der beiden sonderbaren Menschen wurde seit dieser Zeit wo möglich noch inniger. Abends vor'm Schlafengehen umarmen sie sich zärtlich und Morgens in der Frühe schickt Lord Shafskase seinen Bedienten, um zu erfahren, wie der von ihm dem Verderben Geweihte geschlafen hat. Kein Mensch kann zärtlicher für das Leben einer theuren Person besorgt sein, als Lord Shafskase für den Untergang des Freundes. Blondin ist eben in Wien und tanzt bei Schwender. Lord Shafskase sitzt während jeder Produktion in der ersten Sperrreihe und wartet auf seinen Sturz. Wo Lord Shafskase wohnt, wissen wir nicht, aber er speist, wie alle Engländer, täglich im „Erzherzog Karl“ oben im ersten Stock, weil man dort das beste Roastbreef und den besten Hock (Rheinwein) bekommt. (Glocke.)

Veronika.

Erzählung von Maria Franziska.

(Fortsetzung.)

Indessen ist sie vorbeigeschritten, und der neue Anblick vor ihr gemahnt sie an das, was sie verläßt. Also soll sie jetzt den letzten Blick darauf werfen, auf die Heimath. Welch ein winziges Fleckchen ist es doch im Vergleich zu dem weiten Umkreis, den ihr Auge hier überblickt, und doch hat sie es so lieb; denn alle ihre Lieben weilen daselbst. Wenn sie diese Höhe hinab ist, wird sie es in langer, langer Zeit nicht wiedersehen, also sage ihm Lebewohl!

Sie thut es, sie sagt noch einmal herzlich Lebewohl ihrer Mutter und ihren Geschwistern und wünscht ihnen Gottes Segen. „Segne auch mich, o Herr,“ spricht sie, die Kirche mit ihrem rothen Thürmchen liebevoll ansehend, „segne auch mich.“ „D, ich danke Dir, ich danke Dir!“ Sie macht das Zeichen des heil. Kreuzes über sich, und es ist ihr, als würde der Segen vom Lamberkel her über sie gesprochen.

Thränen traten ihr in's Auge, sie kniet fast unbewußt nieder und möchte immer da knien bleiben, sie weiß nicht, was sie sagt, aber es ist ein Gebet aus dem Grunde des Herzens; auf einmal ist eine Weicheit über sie gekommen, eine unbestimmte Furcht vor ihrem neuen Leben, vor ihrem Alleinsein. — „Sei Du mit

mir, sei Du mit mir!“ betet sie und fühlt, daß ihr die Nähe und der Segen ihres Gottes niemals fehlen könne. Lächelnd steht sie auf und wischt sich die Thräne wie unwillig ab; dann wendet sie sich zum Gehen. „Einen Gruß! einen Gruß!“ ruft sie mit zitternder Stimme, als wäre es das letzte Wort ihres Lebens; sie hat sich gewendet und geht.

Aber eine glühende Röthe liegt auf ihrem Gesichte. Was war es? hat er dich wirklich gesehen und wohl gar gehört? fragte sie sich. Denn im Umdrehen streifte ihr Blick unwillkürlich ein Fenster der Mühle, und sie sah eine Gestalt dahinter, welche, wie es ihr schien, sie beobachtet hatte. „Da hast du es, das war die erste Lehre, daß man sich nicht vergessen soll, was mag er nur denken? Nun, was schadet! Bises kann er nicht denken, es geht mich auch wenig an, und kann mir einerlei sein, geh' ich doch fort!“ So geht sie die Anhöhe hinab und geht sogar recht eilig, trotzdem daß jeder Schritt sie von der Heimath trennt. Bald aber hört sie helle Tritte hinter sich, die auch hinunterkommen und sich ihr allmählich nähern.

„Gott zum Gruß,“ sagt Einer neben ihr leichtbin, „geht Ihr zur Stadt, Jungfer?“ Sie blickt auf, es scheint ihr wirklich die Gestalt zu sein, die hinter dem Fenster stand, vielleicht bildet sie sich's aber nur ein. „Ja, ich geh' zur Stadt,“ sagt sie.

„So können wir ein Stück Weges zusammen gehen, wenn Ihr nichts dawider habt. Ich hab' in Rimpelsdorf Geschäfte.“ Sie sagt nichts. Wie das großartig klingt: „Geschäfte.“

„Ihr habt wohl Verwandte in der Stadt, die Ihr besucht?“

„Ja,“ sagt Veronika, „aber ich gehe doch nur hin, um mir einen Dienst zu suchen.“

„So, so,“ ließ ihr Begleiter vernehmen. „Wart Ihr schon früher in der Stadt?“

„Nein,“ war ihre Antwort, und um doch nicht gar zu eifrig zu sein, fügte sie hinzu: „Ich bin aus Winningen zu Hause und war noch nie weiter als bis Kieberg. Dies ist meine erste große Reise.“

Er lächelte bei ihren Worten, sagte aber nichts.

Nachdem sie eine Weile schweigend nebeneinander hergeschritten waren, fing er an: „Wem galt denn der schöne Gruß, den Ihr da oben ausriefet?“ und sah sie dabei neckisch an.

Ei, dachte sie, das ist doch Frechheit. Sie legte die Hand auf's Herz und schwieg. „Keinem Menschen,“ sagte sie nach einer Pause.

„Keinem Menschen?“ rief er verwundert und dachte, sie würde etwas erwidern, was aber nicht geschah. „Nun, Jungfer,“ sagte er ernst und freundlich, „seid doch nicht so stumm, der Luft wirft man doch keine Grüße zu.“

„Er galt halt Einem,“ sagte sie, wie um ihn herauszufordern, „habt Ihr was dagegen?“

„Warum nit gar!“ er lachte, aber sie konnte ihm doch nicht böse sein. Sie sah ihn jetzt zuweilen etwas genauer an. Es war eine große Gestalt mit einem frischen, freundlichen Gesicht, aus dem Muth und Lebenslust sprachen. Er hatte ein paar hohe, schwere Stiefeln an und trat damit so fest und sicher auf, als ginge er überall auf eigenem Boden und wäre seiner Sache Herr. Knecht konnte er nicht sein; ob's der Müllersohn etwa selber war?

Als sie in die Nähe des erwähnten Dorfes kamen, sagte er: „Jetzt bin ich an Ort und Stelle. Ihr habt noch einen weiten Weg, Jungfer.“ Er reichte ihr zum Abschied die Hand, in die sie zögernd die ihre legte. „Ich bin der Müllerssohn aus der Hammermühle oben, mein Nam' ist Moriz, gefällt Euch der?“

„S ist ein schöner Nam'.“

„Wie heißt Ihr denn?“

„Ich heiße Veronika,“ sagte sie und zog ihre Hand zurück.

„Ei, der Veronika's giebt es viele,“ lachte er, dachte aber bei sich: ich werde nicht erst schön bitten um Deinen Namen. „Ich wünsch' Euch viel Glück auf den Weg, Jungfer.“

„Danke Euch,“ erwiderte sie und ging ihres Weges weiter, während er in das erste Gehöß eintrat. Er blieb aber stehen und schaute ihr nach. „Donnerwetter,“ sagte er schmunzelnd, „das wäre Eine, die gefällt mir! An's Geld denke ich nicht, der Geiz des Alten hat es mir gerade zuwider gemacht. Aber tüchtige Arme hat sie, die würde nicht faulenzgen und maulen, wenn was quer geht, sondern handfest zugreifen, und einen tüchtigen Kopf hat sie auch, obgleich sie kein Sterbenswörtel sagte.“

Er hätte hundert Thaler (so dachte er) darum gegeben, wenn sie sich einmal umgesehen hätte. Aber das that sie nicht; sie sah gerade vor sich hin und schien ihn ganz vergessen zu haben. „Warte,“ sagte er, „ich werde Dich doch schon finden. Nächstens komme ich auch in die Stadt, und es ist noch nicht alle Tage Abend.“

Vergessen hatte Veronika ihn aber nicht, im Gegentheil, sie dachte an das kurze Gespräch mit ihm und rief sich jedes Wort in's Gedächtniß zurück; denn sie fühlte sich nicht ganz sicher, ob sie nicht ein unrechtes gesagt habe. Es war ihr, als ob sie etwas ganz Besonderes erlebt hätte — und sie staunte bei dem Gedanken, daß sie erst vor einigen Stunden ihrer Mutter Lebwohl gesagt und gestern noch so ganz armselig und ruhig an ihrem niedrigen Fenster gesessen, nachdem sie draußen Alles besorgt, um das alte Mädchen ihres Peterl zu flicken.

Allein und für so lange hatte sie noch nie mit einem Manne gesprochen, und es kam ihr fast bedenklich vor, daß sie gleich beim Beginne ihres Alleinseins in die Gelegenheit dazu gerathen war. Sie war gerade zwanzig Jahre alt und hatte auf der Kirmeß schon zweimal getanzt, aber an's Heirathen hatte sie niemals gedacht. Vor fünf Jahren war ihr Vater gestorben, und seitdem hatte sie es als älteste Tochter für ihre Pflicht gehalten, für die ganze Familie nach Kräften zu sorgen, und bei sieben Kindern, von denen die jüngsten erst fünf und sechs Jahre alt waren, sah sie auf eine lange, unbestimmte Zeit hin, wo alle ihre Thätigkeit darauf berechnet sein mußte, der Mutter, die ohnehin schwach und kränklich war, die Sorge abzunehmen. So hatte sie es bis jetzt getrieben und war der eigentliche Haushalter gewesen, der für die Andern arbeitete und ihnen die nöthigen Mittel zum Wachsen und Gedeihen verschaffte.

Kerngesund war sie, und Schaffen ihre Lust. Nie müde oder matt, immer heiter und wohlgenuth war sie die Fröhlichkeit selbst in dem kleinen Kreise, den Kindern war sie eine Mutter, ihrer Mutter war sie das treueste, liebevollste Kind, auf das sie sich in Allem verlassen und von dem sie alles Gute erwarten konnte. Sie fütterte und melkte Kuh und Ziege, sorgte für den

Garten, der Kartoffeln und Gemüse für den kleinen Haushalt trug, indessen Anna Maria für die Dorfbewohnerinnen schneiderte und nähte. War Zeit dazu, so griff Veronika auch mit an. Jetzt mußte aber der zweite Sohn in die Lehre, und da hieß es Geld schaffen.

Nun war Veronika gar nicht ängstlich, sondern hatte sich schon oft an schönen Tagen gesehnt, einmal einen Blick in die weite Welt zu thun, ferne Gegenden und fremde Menschen zu sehen, bei denen sie sich Alles ganz anders dachte, als in ihren kleinen Dörfern, — und als die Zeit kam, hatte sie gleich einen Vorschlag zur Hand. Sie wollte in die Stadt in einen Dienst gehen; die dritte Schwester, Eischen, hatte gerade mit vierzehn Jahren die Schule verlassen, war ein großes, starkes Mädchen mit gutem Willen und konnte Veronika's Stelle allmählich ausfüllen. Der liebe Gott kam ihr, wie es schien, hierbei zu Hilfe.

Ihr Vater war aus der Stadt zu Hause gewesen; er hatte sich bald nach seiner Heirath seiner Frau zu Liebe in Wönnigen als Küfer niedergelassen, denn es wurde viel Wein dort gebaut, und die reichen Gutsbesitzer in der Gegend gaben ihm Arbeit in Hülle und Fülle. Bald war er durch Fleiß und ein kleines Vermögen im Stande gewesen ein Häuschen zu kaufen, in dem seine Hinterbliebenen noch jetzt lebten. Mit den Bauern hatte Fischeingang nicht viel Umgang gehabt; sein städtisches Wesen wollte nicht recht zu ihnen passen, und sein Gewerbe brachte ihn selten mit ihnen zusammen. Das war auf die Kinder übergegangen, namentlich auf die älteren, die mit Verwunderung auf Alles lauschten, was der Vater ihnen von der Stadt und ihren Kirchen und großen Gebäuden erzählte. Obwohl im Orte geboren und erzogen, gehörten sie fast doch nicht dazu.

In der Stadt lebte noch ein Bruder ihres Vaters, mit dem dieser aber schon seit lange in keiner freundschaftlichen Beziehung mehr gestanden, und von dem Veronika in den letzten Jahren nichts mehr gehört hatte. Sie hatte vor, bei ihm zu bleiben, bis sie eine Stelle gefunden, was ihr nicht schwer werden könne.

Arbeiten und Beten war bisher ihr Wahlspruch gewesen und sollte es auch im neuen Leben bleiben; wie sollte es ihr schlecht gehen! Sie dachte nicht daran, daß sie nicht immer jung bleiben werde, hatte sie doch noch mehrere Jugendjahre vor sich — sie dachte überhaupt nicht an die Zukunft, da sie keine Zeit dazu hatte, denn wenn die Gegenwart jeden Augenblick beanspruchte, läßt uns die Zukunft ziemlich in Ruhe. Indem wir uns ihr nähern, wechselt sie ja doch ihre Farbe und geht allmählich in die Gegenwart über, die dann immer anders ausfällt, als wir sie uns als Zukunft dachten.

Ein neuer Gedankenzug war aber jetzt in ihr erwacht, sie mußte immer wieder, und trotz allem an ihn denken, an den Moriz, den stattlichen Müllerssohn. Nicht, als wenn sie ihn jemals heirathen könnte. Bewahre! dazu war keine Aussicht; aber ein guter Bursche muß der Moriz doch sein, der gewiß auch eine gute Frau verdient.

Aus dem Morgen wurde Mittag; brennend heiß scheint ihr die hohe Sonne auf den Kopf, den nur das leichte Tuch beschützt. Einmal setzte sie sich am Rande der Landstraße nieder unter dem Schatten eines der dichtbelaubten Kesselfbäume, mit denen die Straße bepflanzt ist, und verzehrte ein paar Birnen und Brod,

das sie mitgenommen. Sie freute sich, allein zu sein in der herrlichen Umgebung, und nur denken und nicht sprechen zu müssen. Gesprochen nämlich hatte sie stets wenig, desto mehr aber gethan und auch gesungen, denn der Gesang begleitete sie bei Allem, was sie that, und wären nicht da und dort Leute aus dem Felde gewesen oder ihr begegnet, sie hätte den ganzen Morgen aus tiefstem Herzen all ihre Lust und all ihr Leid in die Welt hinaus gesungen. Aber sie dachte, draußen ist's anders als zu Hause, und was da gut war, geht hier nicht an, deshalb hältst du es besser für dich.

Ein Landmann mit seinem Wagen fuhr vorbei, als sie da saß. Er sah, wie sie sich den Schweiß von der Stirne wischte: „Wollt Ihr aufsitzen, ich fahr' zur Stadt?“ rief er ihr zu. „Nein, dank' Euch,“ sagte sie, dann sprang sie, um ihm ihre Kraft zu zeigen, hurtig auf und setzte ihren Weg fort, denn das Gehen und Wandern in der herrlichen, freien Luft war ihr eine Lust. Und nun erst die neue Welt, die sich ihr mit jedem Tritt und Blick erschloß! (Fortsetzung folgt.)

Bermischte Nachrichten.

Baiern. (Ein heiteres Händchen.) Vor mehr als acht Tagen wurde in einem niederbayerischen Dorfe ein Kind zur Taufe in die Kirche gebracht. Der tausende Herr Cooperator begann: „Wie soll dieses Kind heißen?“ — „Augustenburger,“ erwiderte mit sehr selbstgefälliger Miene der Gewattermann; und auf wiederholte Frage des hoch-erstaunten Cooperators nochmal: „Augustenburger.“ Sie werden sich wundern, wie ein niederbayrischer Bauer zu diesem Augustenburger Cultus kommt und gerne würden Sie zugeben, daß endlich auch Niederbayern von der Civilisation wenigstens „bedeckt“ sein müsse. Aber nur zusehen, was nachkommt. Der gute Dorfsalomon frequentirt viel die Wirthshäuser der nahen Stadt Straubing und dort hörte er die aufgeklärten Stadtpolitiker alle Tage und immer so viel und mit solcher Verehrung vom „Augustenburger“ reden, daß er endlich allen Ernstes glaubte, dies sei ein Heiliger, den der Papst jüngsthin kanonisiert habe. Diesem neuen Heiligen wollte mein Baiern die Ehre anthuen, ihn zum Patron seines kleinen Pöschens zu machen, — so klärte sich die Geschichte ganz einfach und doch simpel auf.

Vom Lech schreibt man dem Volksboten in München: Da auch in unserer Gegend vor ein paar Jahren ein junger Mensch am Starrkrampf, wie unlängst ein Kleriker in Folge eines auf der Regelsbahn eingestoßenen Splitters, starb, so erkundigte ich mich bei einem geistl. Herrn, der auch Homöopathie betreibt, und einen am Starrkrampf leidenden Burschen kurierte, um ein probates Mittel. Darauf schrieb er mir, daß er bei einem Falle dieser Art, d. i. Kinnbacken- und totaler Starrkrampf, den Kopf des Patienten etwas abwärts richtete, und in die Nase desselben 1 Dosis Belladonna goß und daß sich die Wirkung in wenigen Minuten zeigte, so daß der junge Mensch von selbst den Mund öffnete und eine 2. Dosis eingegeben erhalten konnte, um — nach einer Stunde — ganz regsam zu werden, und sich rüstig von der Bank, worauf er lag, zu erheben, — und am andern Tag in seinem Widdum Holz zu spalten. Uebrigens, meint dieser Herr,

dürfte Ignatia oder Camphora gewiß noch schnellere Hilfe leisten, da diese 2 Specifica namentlich in Cholera- Starrkrämpfen sich kräftig bewährten.

Dänemark. (Katholische Mission in Dänemark.) P. Stub, ein Norweger, welcher nach seiner Befehung zur katholischen Kirche in die Kongregation der Barnabiten trat und seit einigen Jahren in Turin viele Beweise seines Eifers und seiner Frömmigkeit gab, will sich mit zwei französischen Geistlichen von da nach Dänemark begeben, um dort eine Mission zu begründen. Bekanntlich herrscht in dem eigentlichen Dänemark volle Religionsfreiheit, die zwar mehr zu Gunsten der protestantischen Sekten eingeführt ist, aber doch auch der katholischen Kirche zu Gute kommt.

England. Seitdem die Prügelstrafe in England für „Garotters“ wieder eingeführt ist, hat man des Guten zu viel gethan, indem man ein so mörderisches Instrument dazu neu construirte, daß bei der ersten Probe mit 20 Hieben an zwei Verbrechern der Arzt erklärte, der 21. würde ohne Zweifel tödtlich gewesen sein. Die neu construirte „nennschwänzige Rake“ besteht aus neun Riemen von starkem kantigem Leder, in deren jedem sich wieder neun Knoten befinden, im Ganzen 81, Alles an einem elastischen Griff. „Die Hiebe,“ sagt ein Blatt, „bringen den Betreffenden bis genau einen Zoll vom Sterben, so geistvoll ist die neue Composition des Instruments.“ So hat das Extrem von Barbarei das frühere Extrem falscher Humanitätsdoctrin abgelöst.

Paris. (Die Erzbruderschaft der guten Mütter.) Von Frankreich geht viel Böses aus, aber auch viel Gutes. Etwas sehr Gutes ist auch die Erzbruderschaft der christlichen Mütter, welche zum Zwecke hat, dahin zu wirken, daß die Mütter ihre Kinder fromm und christlich erziehen. Der Stifter dieser Erzbruderschaft ist der berühmte Theodor Ratisbone, General-Oberer der Missionspriester unserer lieben Frau zu Sion und der Sionschwestern in der Schweiz. Ratisbone war vor einiger Zeit in Rom, um die Bruderschaft auch in Rom einzuführen. Er hatte den glücklichen Gedanken, zum Sitz der Bruderschaft die Kirche des hl. Augustin zu wählen, wo die Reliquien der hl. Monika ruhen, die durch Thränen und Gebete Sohn und Gatten befehrt hat. Der General-Oberer der Augustiner ist Direktor derselben. In Frankreich wurde sie durch ein apostolisches Breve am 11. März 1856 eingeführt; jetzt ist sie schon weit verbreitet und zählt auf der ganzen Welt 332 Bruderschaften und 60,000 Mütter als Mitglieder.

Turin. (Der liberale Klerus in Italien.) Der „Osservatore Romano“ bringt eine Korrespondenz von Turin über den liberalen Klerus folgenden Inhaltes: Unsere liberalen Priester, welche insgesammt Neapolitaner sind, sind verabscheut; selbst die Partei der Unitarier schätzt sie sehr gering, nennt sie ein freches Geschlecht, Feinde des Staates und zieht über sie in anzüglichen Spottreden los. Der samose Passaglia giebt eine Zeitschrift heraus, „La Pace“ betitelt; für diese bezieht er 4000 Frcs. Unterstützung für den Monat, aber das Blatt hat keine Leser, ja in den Kaffeehäusern zerreiht man es. Passaglia hat große Kämpfe im Parlamente und außer demselben, und wenn er auch gar oft die „freisinnigsten“ Anträge stellte, fanden sie schon deswegen

Widerstand, weil sie aus dem Munde eines Mannes kamen, der Priester und Jesuit ist, wenn auch suspendirt und aus dem Orden entlassen. Witzblätter stellten Passaglia auf folgende Weise dar: sie brachten ein Bildniß der Unbefleckten, zu ihren Füßen eine Schlange; dem Haupte der Schlange gaben sie das Porträt Passaglia's. In einer der vorletzten Wochen fand Passaglia auf seinem Plaze im Parlamente ein lateinisches Distichon, welches ihm mit den bittersten Worten die nackte Wahrheit sagte; seit dieser Zeit trägt sich Passaglia nicht mehr als Priester, sondern hat weltliche Kleidung angezogen.

Petersburg, 26. Juli. Die sibirische Pest sucht sich, schreibt die D. Pet. Ztg., bei der anhaltenden großen Hitze ein immer weiteres Terrain; sie hat die Grenzen ihres ursprünglichen Auftretens an der Schekona und Wolga weit überschritten und wüthet in benachbarten und entfernt gelegenen Governements. Auch in der Stadt St. Petersburg selbst fängt sie an, sich zu zeigen, wie aus einer Verordnung des St. Petersburger Generalgouverneurs hervorgeht, durch welche insbesondere die Fleisshändler angewiesen werden, beim Fleische die größte Reinlichkeit und Vorsicht zu beobachten. Durch diese immer drohender werdenden Nachrichten hat sich das Ministerium des Innern veranlaßt gefunden, ausführliche Verhaltungsregeln aufzustellen und bekannt zu machen. In diesen heißt es: Die Seuche ist von sehr ansteckender Eigenschaft, verbreitet sich mit ungewöhnlicher Schnelligkeit und wirft nicht nur Thiere, von denen schon eine beträchtliche Anzahl gefallen ist, sondern auch Menschen nieder, in Folge unvorsichtigen Umgangs mit dem kranken Vieh, oder indem ihnen das Gift durch verschiedene Insekten eingeimpft wird. Die Krankheit heißt sibirische Seuche, weil sie in Sibirien fast in jedem Sommer vorkommt. Auch in St. Petersburg und anderen Gegenden tritt sie in heißen Sommern auf. Von kranken oder schon gefallenem Thiere geht die Seuche leicht auf Menschen über, und wenn nicht sogleich energische Gegenmaßregeln ergriffen werden, so ist der Tod unvermeidlich. Die Krankheit währt nicht lange, meist nur einen, in seltenen Fällen 5 bis 7 Tage; bei Pferden und Rühnen dauert sie häufig nur eine halbe oder einige Stunden. Schafe können schon nach wenigen Minuten krepiren. Am leichtesten werden Pferde von der Krankheit befallen. Die Krankheit tritt bei Menschen verschieden auf: 1) Es zeigt sich ein Bläschen, welches heftiges Jucken verursacht; beim Reiben platzt das Bläschen und es entsteht eine Wunde von schwärzlicher Färbung, die von einer Geschwulst umgeben ist. Wunde und Geschwulst werden je nach der Stärke des Giftes im Laufe von zwei bis acht, selbst zehn Tagen größer; es stellen sich allgemeines Unwohlsein, Kopfschmerz, Schmerz in der Herzgrube

und Beängstigungen ein. 2) Ohne daß ein Bläschen oder ein Fleck bemerkt wird, stellt sich die Geschwulst gewöhnlich am Hals, im Gesicht, an den Augen ein. Sie nimmt bei allgemeinem Uebelbefinden rasch zu und ohne ärztliche Hilfe tritt nach ein bis drei Tagen der Tod ein. 3) Ohne irgend ein äußeres Anzeichen fühlt man allgemeine Schwäche, heftigen Schmerz in der Herzgrube und im Magen, dabei Brustbeklemmungen. Bei diesen Symptomen erfolgt unter großen Leiden und unaufhörlichem Erbrechen in zwölf bis vierundzwanzig Stunden der Tod.

**** (Sn's Schwarze getroffen.)** Der „Klabberadass“ erzählt unter der Ueberschrift: „La bourse ou la vie!“ folgendes „Allerneuestes“ aus dem Cercle impérial in Paris: „Ein Herr (im Gedränge zu seinem Hintermann): Kerl, du hast mir mein Taschentuch gestohlen. Der Taschentieb: Was? Das ist eine Verleumdung! Herr, Sie sind gefordert. Der Bestohlene: Erst fordere ich mein Taschentuch! Der Taschentieb: Erst werden wir uns darüber schießen! Der Ehrenrath entscheidet zu Gunsten des Beleidigten. Sie schießen sich über das Taschentuch, und der Taschentieb tödtet seinen Gegner im Zweikampf, und behält so die Ehre, das Leben und — das Taschentuch!“

Familien-Nachrichten.

Verlobt. Hr. Bertha Schweizer, Hr. Rfm. C. Brieger, Glog; Hr. Auguste Bail, Hr. Rfm. L. Linke, Sagan; Hr. Anna Klauka, Hr. Lieutn. John, Tarnowitz; Hr. Emma Buchwald, Hr. D. Hauer, Breslau; Hr. Fanny Böhm, Hr. W. Fröblich, Königsbütte.

Gestorben. Hr. Emma Duschek, Meisse; Inspector Hr. Wiese, Fischerau; Lieut. Lange, Schleswig; Hr. Sophie v. Frankenberg, Namslau; Apotheker Aug. Veit, Leobischütz; Hr. Anna Weber, N.-M.-Peilau.

Todes-Anzeige.

Heut Nachmittag nach kurzem Krankenlager entschlief sanft und gottgegeben, versehen mit den hl. Sterbesakramenten, unsere innigst geliebte Mutter **Joh. Nidisch** geb. **Heidler** in dem ehrenvollen Alter von 69 Jahren und 10 Monaten.

Tief betrübt widmen diese traurige Nachricht Verwandten und Freunden mit der Bitte, der Seele der lieben Verstorbenen im Gebete eingedenk zu sein.

Bischdorf, den 18. August 1864.

Die drei hinterbliebenen Kinder

Joseph { Nidisch,

Ferdinand { Nidisch,

Ernestine Nidisch verw. Finger.

[240]

Verlobt: Fräulein Marie Mertin,
Herr Heinrich Hausmann,
Liebenthal.

[241]

**W. Preuß' Sargmagazin, Kupferschmiede-
Straße 35.**

Breslauer Börse vom 22. August 1864.

Getreide-Preise vom 22. August.

Freiw.Staats-Anl. 4½	—	Posener Pfandbr. 3½	—	Schles.neueLit.B. 4	—	W. Weizen . Schll. 63—71 75 Sgr.	
convert.v. 50u.52 4	97½ B.	do. do. 4	—	do. Lit. C. . . 4	101½ B.	G. Weizen . . . 62—66—71 .	
Preuss. Anl. 1853 4	—	do. do. neue 4	96¾ G.	do. Lit. B. . . 3½	—	Roggen . . . 39—41—44 .	
Preuss. Anl. 55.56 4½	102¾ B.	Schles. Pfandbr. 3½	94½ B.	Schles. Rentenbr. 4	99¾ B.	Gerste . . . 32—36—38 .	
Preuss. Anl. v. 59 5	106¼ G.	do. Rustical 4	101 G.	Posen. Rentenbr. 4	97½ B.	Hafer . . . 29—30—32 .	
Präm.-Anl. 1855 3½	127¼ B.	do. do. 3½	—	Oesterr. Nat.-Anl. 5	71 bz. B.	Erbsen . . . 48—53—57 .	
Staats-Schuldsch. 3½	90¾ B.	Schles.neueLit.A. 4	101½ B.	Oesterr. Banknoten	88½ G.	Kartoffeln . . . Metze 11¼—11½ .	

Raps und Rübsen, pro 150 Pfd.
Raps . . . 180—195—213 Sgr.
Winter-Rübsen . 180—190—211 .
Sommer-Rübsen . — — —